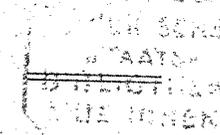


Als den von der Universität erwählten und von der Staatsregierung bestätigten Rector Magnificus der Friedrich-Wilhelms-Universität für das 119. Rektoratsjahr verkünde ich den ordentlichen Professor der Medizin, Herrn Geheimen Medizinalrat Wilhelm His. Unter seinem Vorsitz wird der Senat bestehen aus dem Prorektor Norden, den vier Dekanen: Mahling, Stutz, Siebel und Brackmann sowie aus den gewählten Senatoren: Bissmann, Kohlrausch, Czerny, Nernst, Petersen, Glog, Strauch, Richard Meyer.

Ich bitte nunmehr meinen Herrn Amtsnachfolger, die äußeren Zeichen seiner Würde anzulegen: zuerst die Kette mit dem Brustzeichen des königlichen Stifters unserer Universität, darauf den Mantel.

Euer Magnifizienz darf ich als erster die Glückwünsche darbringen, die der Universität und meine persönlichen. Wenn ich sie die Worte zusammenfasse: Meeresstille und glückliche Fahrt, denke ich mir das Meer nicht wie eine unbewegte Fläche, sondern im rhythmischen Gleichmaß der Wogen, ein majestätisches Abbild des Lebens selbst. Wie immer aber auch es kommen mag, wir vertrauen uns Ihnen an als einem sicheren Piloten am Steuer. Sie sind ein bewährter Jünger des Asklepios; diese Berufsstellung wird auch Ihrem Rektorat zugute kommen, wenn der homerische Vers zu Recht besteht: Der Arzt ist ein Mann, der eine Menge anderer an Wert aufwiegt.

Über  
die natürliche Ungleichheit  
der Menschen



Rede zum Antritt des Rektorats  
der Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin

am 15. Oktober 1928

gehalten

von

Wilhelm His

\*

1928

R. v. Decker's Verlag, G. Schenck  
Berlin W9

*WA*

---

Nachdruck verboten!

---

Hochansehnliche Versammlung!

Werte Amtsgenossen!

Liebe Kommilitonen!

Wem die Ehre wird, an diesem Tage, von dieser Stelle reden zu dürfen, der mag gern ein Gebiet wählen, in dem der Strom der Fachgelehrsamkeit einmündet in das breite Meer allgemeinen Wissens. So möchte ich zum Gegenstand meiner Rede wählen: Die natürliche Ungleichheit der Menschen. Mit ihr hat zu rechnen der Arzt und der Erzieher, der Richter und der Seelsorger, der Staatsmann und der Feldherr. Wer irgend mit den Menschen verkehren, wer auf sie einwirken will, muß mit den rätselhaften Gewalten rechnen, die innerhalb der Menschengattung, der Rasse, des Volkes, der Familie jedem Einzelwesen seinen besonderen Stempel, seine unverlierbare und nicht zu wiederholende Eigenart aufdrücken.

Zur Einführung darf ich an die berühmte Preisfrage anknüpfen, welche die Akademie von Dijon im Jahre 1753 gestellt hatte und die durch Jean Jaques Rousseau ihre folgenschwere Antwort fand. Die Frage lautete: Was der Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen und ob sie von Naturgesetzen vorgeschrieben sei.

Man darf füglich bezweifeln, ob die treffliche Akademie sich der Bedeutung ihrer Frage völlig bewußt war. Sie schwamm im allgemeinen Strome der Aufklärung und der Philanthropie; sie sah mit Montesquieu die Ursache für Auf- und Abstieg der Völker in dem Maße ihrer Tugend und ihrer Bildung. Daher konnte sie eine Antwort nicht mit dem Preise krönen, die ihre Götter entthronte und gerade in der Zivilisation die Wurzel alles Übels sah.

So sehr Rousseau aus Eigenem schöpfte, er hatte Vorgänger und fand Nachfolger und wird sie wohl finden, solange Menschen über ihr Geschlecht nachdenken.

Denn die Frage der Akademie ist so alt wie das Menschengeschlecht; zu unmittelbar drängen sich die Unterschiede der Individuen, der Nationen, der Rassen der Wahrnehmung auf. Ebenso aber leuchtet auch unmittelbar ein, daß das Wesen des Menschen durch zwei Mächtegruppen bestimmt wird. Die eine ist schon bei der Bildung und Entwicklung des werdenden Keimes tätig: die Geburt fördert ein Wesen, dem Menschenart, Geschlecht und erbliche Züge zu eigen sind. Die andere wirkt nach der Geburt als „Umwelt“; sie vermag durch Verhältnisse, Lebensweise, Erziehung den Erdenbürger weiter zu verändern. Wie aber der Anteil der beiden Mächte gegeneinander abzuwerten, wieviel bereits schicksalhaft im werdenden Geschöpf festgelegt, wieviel durch Erlebnisse wandelbar, das ist die Grundfrage, und es ist fesselnd, die Antworten zu verfolgen, die jedes Volk, jedes Zeitalter, jeder Denker aus der Tiefe seiner gesamten Weltanschauung heraus gefunden hat.

Die einfachste Lösung findet die ehrwürdige Schöpfungsgeschichte der Genesis. „Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, nach seinem Bilde schuf er ihn.“ Jedes Geschöpf ist Ausfluß eines unerforschlichen Schöpferwillens. Das erste Kinderpaar, Kain und Abel sind grundverschieden; die Nachkommen Noahs erfüllen die Welt jeder mit seiner Art, seiner Tätigkeit: kein Mythos sucht ihre Wesensunterschiede zu erklären.

So einfach stellt sich das Problem nur dem Monotheisten, der in der ganzen Welt nur einen einheitlichen Schöpferwillen erkennt. Sobald mehrere Mächte neben und gegeneinander wirkend vorgestellt werden, muß der Mensch in ihren Streit und Widerspruch hineingezogen werden.

Im Zweistromland, dem Lande der klaren Nächte und der funkelnden Gestirne, entstand jener Glaube, der in den Sternen die

herrschenden Götter sah, ihre Stellung, ihre „Herrschaft“ am Himmel Art und Schicksal der Menschen bestimmen ließ. Wie nun dieser Glaube in der Zeit des Hellenismus die zerfallenden alten Religionen zu verdrängen begann, wie die Gestirne griechische Namen und mit ihnen die Züge der alten Göttermythen annahm, wie sie mit den pythagoräisch-platonischen Lehren einer im Großen wie im Kleinen herrschenden Weltordnung sich vermählten, das hat uns Franz Boll anschaulich geschildert, und unser so früh verstorbener Gressmann hat ihm eine seiner letzten Studien gewidmet. Um die Zeit der Römischen Kaiser war der Stern Glaube weit verbreitet, byzantinische und arabische Kultur übernahmen ihn, und mit dem Wiedererwachen des geistigen Lebens nahm die Astrologie bald eine herrschende Stellung ein. Die großen Renaissancepäpste huldigten ihr, nicht minder die großen Feldherren; Schillers Wallenstein ist in diesem Punkte der Überlieferung treu nachgedichtet.

Gelehrte von höchstem Ruf suchten die inneren und äußeren Eigenschaften, die Tätigkeit, das Schicksal eines Menschen aus seinem Horoskop, der Gestirnsstellung bei seiner Geburt zu erkennen. Die Kunst nahm gern die Anregung auf, den Kreis der Möglichkeiten darzustellen. Wenn der Ottheinrichsbau in Heidelberg die 7 Planetenstandbilder an seiner Front trägt, so bedeutet das, daß damit „der königliche Bau, wie es sich ziemt, in die Gesamtheit des Kosmos eingefügt ist“. In dem bunt-lebendigen Gewimmel, mit dem Cosimo Tura die Wände des Sommerpalastes Schifanoja in Ferrara schmückte, ist jedes Feld den Eigenschaften und Tätigkeiten gewidmet, die einem der 7 Planeten unterstehen. Was ist nicht über Dürers Melencolia gefabelt worden! C. Giehlow und die Studien aus der Bibliothek Warburg in Hamburg haben erwiesen, daß alles Beiwerk, vom Kometen am Himmel bis zum Gerät und der Spritze am Boden Attribute des Saturn sind. „Vorwärtssenkend den Blick und den Grund mit dem Auge durchbohrend“, so hat Agrippa von Nettesheim das Saturnkind

beschrieben, vier Jahre bevor Dürers Stichel ihm die unvergeßliche Gestalt gab.

Was Kritik gegen die Wahrheit der Astrologie vorbringen kann, ist vom Altertum bis heute vorgebracht worden: aber mochte Luther sie eine „heillose, schiebichte Kunst“ nennen, Melanchthon trug sie in Vorlesungen vor; mochte Kepler sie das „nährliche Töchterlein der Astronomie“ nennen, er verdiente sein Brot mit Horoskopstellen. Die Kirche selbst, die den Eingriff in Gottes Allmacht anfangs nicht dulden wollte, mußte der Volksstimmung nachgeben und half sich mit der Überlegung, daß schließlich auch die Gestirne und ihre Stellung Gottes Werk sind.

Die Aufklärung drängte den Stern glauben für zwei Jahrhunderte in den Hintergrund, aber heute sehen wir, wie er einen immer wachsenden Kreis von Menschen in seinen Bann zieht: zur Verwunderung für den, der die Menschen von der Vernunft regiert glaubt, nicht überraschend für den, der aus der Geschichte weiß, wie in Zeiten religiöser Krisen die Menschheit sehnsüchtig nach jedem Ersatzglauben greift, der sie der Selbstverantwortung überhebt und ihr Schicksal einer allgemeinen Weltordnung einfügt.

Ganz andere Luft weht uns entgegen aus der Geistesrichtung, wie sie im jonischen Griechenland des 6. Jahrhunderts auftaucht. Verzichtend auf übernatürliche Einwirkungen, sucht sie die Welt aus sich zu verstehen. Auch für sie ist das Weltganze eine Einheit, in der Großes und Kleines untrennbar zusammenhängt, die gemeinsame Grundlage ist aber nun nicht mehr der göttliche Wille, sondern die stoffliche Einheit. Aus wenigen Grundsubstanzen ist die Welt aufgebaut; Empedokles lehrt, es sei deren verschiedene Mischung, die die Mannigfaltigkeit der Dinge hervorbringt. Auch der Mensch macht keine Ausnahme. Die Lehre von den 4 Elementen, wie sie in den hippokratischen Schriften dargestellt ist, schildert den Menschen als ein Wesen, das durch Speise und Trank, durch Luft und Wasser in dauerndem Aus-

tausch mit der Außenwelt steht; er ist von ihr durchaus abhängig: er ist ein Produkt der Umwelt.

Das ist der Sinn jener großartigen Schrift über Luft, Wasser und Örtlichkeit, eines Versuchs, die Unterschiede der Völker aus der Beschaffenheit ihres Landes abzuleiten. In diese Betrachtungen tritt als wichtiger Begriff das Maß ein. Innerhalb gewisser Grenzen bestimmt das Vorwalten eines der Grundstoffe Körperbau und Charakter; darüber hinaus entsteht Krankheit. Das hat später Galen in seiner Temperamentenlehre weiter ausgeführt; in seiner Formulierung hat der Gedanke die kommenden Jahrhunderte beherrscht. Es berührt echt galenisch, wenn etwa heute Kretschmer Temperament und Charakter „diathetisch“, d. h. als Mischungsverhältnis endokriner Stoffe, darstellt.

Auch für Aristoteles ist, wie für die Hippokratiker, die Körperlichkeit ein Produkt der Umwelt; so sagt er einmal, das Geschlecht der Neugeborenen werde durch die Himmelsrichtung bestimmt, die die Eltern bei der Zeugung einnehmen. Eingehend widmet er sich dem Aufbau der geistigen Welt. Er untersucht, ob die Allgemeinbegriffe, auf denen jede höhere Geistestätigkeit sich aufbaut, von Natur gegeben sind, wie Plato lehrte, oder ob sie aus den Wahrnehmungen und Erfahrungen des Lebens durch Abstraktion abgeleitet werden. Er entscheidet sich für das letztere und setzt damit auch Geist und Charakter des Menschen in starke Abhängigkeit von der Umwelt.

Dieser Gedanke, im Universalienstreit der Scholastiker viel behandelt, wurde von den englischen Philosophen des 17. Jahrhunderts wieder aufgenommen; Thomas Hobbes und John Locke gründeten auf ihn ihre Lehren von der ursprünglichen intellektuellen, sozialen und rechtlichen Gleichheit der Menschen. Auf sie stützt sich wieder Rousseau in seinem berühmten zweiten Discours. Da hält er der verkünstelten Gesellschaft seiner Zeit das Bild jenes Naturzustandes vor, in dem die Menschen, frei von Fehlern und von Krankheiten, ein glückliches Dasein führen,

keiner vom andern mehr unterschieden, als es Geschlecht und Alter mit sich bringen. Von denselben gleichartigen Bedürfnissen erfüllt, gleichen sie sich auch körperlich, wie sich die Tiere gleichen. Erst die Leidenschaften, Besitz und Konvention bringen die Unterschiede hervor, die so schwer auf der Gesellschaft lasten.

In diesem System herrscht die Umwelt unbeschränkt. Erblichkeit und Rasse haben darin keinen Raum. Rein verstandesmäßig entwickelt, mit glänzender Phantasie und eindringlicher Sprache vorgetragen, machte es einen ungeheuren Eindruck auf ein Zeitalter, in dem das Philosophieren Mode war, berückte durch seine politischen Folgerungen, die dem aufsteigenden Bürgertum entgegenkamen, und fand einen Schwarm von Nachfolgern.

Die großen Reisen des 16., 17. und 18. Jahrhunderts hatten die Länder des Erdballs und die vielgestaltigen Völker kennen gelehrt, die sie bewohnen, in ihrer Abstufung von tiefstem, fast tierischem Lebensstand bis zur höchsten Kulturleistung. Es entstanden die Anfänge einer Völkerkunde und eine Schule von Geographen, ausgehend von Alexander v. Humboldt, über Carl Ritter, Oskar Peschel bis zu Friedrich Ratzel, die zu ermitteln suchten, welchen Einfluß die Landesbeschaffenheit auf die körperliche und geistige Entwicklung der Völker ausübt. Sie erkannten, daß höhere und höchste Kulturen an gewisse Lebensbedingungen gebunden sind, wie sie Klima und Bodenbeschaffenheit mit sich bringen, und glaubten die Beschaffenheit der Völker, ganz in hippokratischem Sinne, als Produkt der Umgebung erklären zu können. Buckles Geschichte der Zivilisation wurde das Lieblingsbuch des hoffnungsvollen Liberalismus. Hippolyte Taine, Ernest Renan führten die Milieulehre in Geschichte und Literatur ein; künstlerisch fand sie ihren Ausdruck in Emile Zola. Dessen lange Romanserie ist ein Versuch, Menschen gleicher Art, derselben Familie entsprossen, unter wechselnde äußere Bedingungen zu versetzen und ihr Verhalten zu beobachten. Das nannte er: Roman

expérimental und verglich seine Arbeit mit der des Physiologen. Zu Unrecht, denn in seinem Experiment antwortet nicht die Natur, sondern die Phantasie des Schriftstellers; aber die Fiktion gab ihm die Kraft, den Landmann, den Bergarbeiter, den Bürger mit ihrer Umgebung zu fast untrennbarer Einheit in eindringlicher Gestalt zu verschmelzen.

Der letzte und bedeutsamste Ausläufer der Umweltlehre ist der Marxismus. In seiner Konstruktion tritt das Einzelwesen völlig zurück gegen den „Kollektivmenschen“, das „Tier ohne Namen“; an Stelle der Individualleistung tritt die Wucht der Masse; deren körperliche und geistige Struktur aber ist nur die Folge, der „Überbau“ der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse. Die Gesellschaft wird dahin ausgebaut, daß für alle die Lebensbedingungen sich möglicher Gleichartigkeit nähern. Vor unseren Augen vollzieht sich eines der größten und merkwürdigsten Experimente der Weltgeschichte, der Versuch, ein ursprünglich rein dialektisch abgeleitetes System in einem großen und mächtigen Reiche zu verwirklichen.

Hatten wir bisher den Gang der Wertung verfolgt, die dem Einfluß der Umwelt auf den inneren und äußeren Menschen zuteil wurde, müssen wir uns nun an den Gegenpol begeben und der Bedeutung der angeborenen, der erblichen Eigenschaften nachgehen. Daß es solche gibt, ist eine Erfahrungstatsache, die einleuchten mußte, solange überhaupt Domestikation und Züchtung von Pflanzen und Tieren ausgeübt wurde. Unbewußt spricht sich dies schon in ältester Zeit aus in dem Wert, den man dem Blut, der Geschlechterfolge, den Herrscherstämmen beigelegt hat.

Philosophisch hat dies im Altertum nur Einer ausgebaut, dafür auch kein Geringerer als Plato. Der Zukunftstaat, den er in seiner Politeia schildert, ist gleichsam das Hohelied des Rassegedankens. Streng geschieden erscheint da der Nährstand mit seinen gewöhnlichen bürgerlichen Gewerben vom vornehmen Wehrstand; aus diesem wieder werden die Weisesten zu Staats-

wächtern, Phylakes, bestellt. Diese Regierenden dürfen sich nur aus ihrem eigenen Nachwuchs ergänzen. Geburt und Abstammung allein verbürgen die höchsten Eigenschaften, und Plato begründet dies ausdrücklich mit den Erfahrungen der Geflügel-, Hund- und Pferdezucht. So weit geht er in der Anlehnung an die Züchterweisheit, daß er den Phylakes die eigene Gattenwahl entzieht; ein Komitee von Sachverständigen bestimmt die Paare, die sich zur Nachzucht zu vereinigen haben.

Wir verdanken Fritz Lenz eine eingehende Studie über die Rassenwertung in der hellenischen Philosophie. Sie schließt mit dem Altertum ab. Wie sich der Gedanke durch Mittelalter und Renaissance fortgesetzt hat, ist meines Wissens niemals untersucht worden; die gleichmachende Tendenz der Kirche, die aristotelische Philosophie und die demokratisierende Richtung der Aufklärung waren ihm nicht günstig; wohl leuchtet er hier und da auf, in Thomas Morus Utopia, in Campanellas Sonnenstaat, bei Montesquieu, bei Herder, aber wir müssen einen Sprung von zwei Jahrtausenden machen, um ihm in so reiner Form wieder zu begegnen wie bei Plato.

Da erscheint das Werk des Grafen Gobineau über die Ungleichheit der Menschenrassen. Nach 75 Jahren hat es an Frische und Eindringlichkeit nichts eingebüßt, und noch heute macht es Freude, den eleganten und treffsicheren Florettstößen zu folgen, mit denen der welterfahrene Aristokrat der nivellierenden Milieulehre einen tödlichen Stoß nach dem andern versetzt. Gobineau setzt gleichsam den Schlußstein eines Baues, der aus Beobachtung, Geschichte und Spekulation über der uralten Frage errichtet war. Was nun einsetzt, eine neue Baukonstruktion bedingt und die Unterlage fester und tragfähiger gestaltet, das ist die Einführung des Experiments in die Bildungs- und Vererbungslehre der Organismen.

Das ist Darwins Werk. Nicht im Entwicklungsgedanken liegt seine Größe: der stammte, wie alle großen Gedanken, von

einem der 7 Weisen Griechenlands; Empedokles hatte ihn zuerst gehegt. Sondern wie Darwin ihn aufnimmt, hin und herwendet, mit den Erfahrungen der Züchter vergleicht, in eigenen mühevollen Versuchen immer und immer von neuem prüft: das führte als Ersten Darwin zu Gesetzen, welche die Eigenschaften der Vererbung beherrschen und regeln.

Den zweiten Markstein auf dem neuen Wege legte Gregor Mendel mit seinen Kreuzungsversuchen an Pflanzen. Ihm gelang es, den Begriff der Zahl in die Vererbungsgesetze einzuführen und diese damit Kants Ideal einer Naturwissenschaft anzunähern. Den nächsten Schritt bedeutet die Erkenntnis der materiellen Vorgänge, welche die Befruchtung begleiten, und die durch unseren Oskar Hertwig so glänzend eingeleitet wurde. Die alte Streitfrage, ob Vater oder Mutter die Substanz der Nachkommen liefern, ist nun endgültig dahin entschieden, daß ein Austausch väterlicher und mütterlicher Bestandteile gesetzmäßig vorsichgeht.

Eine weitere Erkenntnis gab die Entdeckung der Mutation durch Hugo de Vries. Darunter versteht man das sprunghafte Auftreten neuer Eigenschaften, die sodann erblich bleiben; etwa wenn eine Buche plötzlich mit rotem Laub aufwächst und der Stammvater aller Blutbuchen wird.

Als letzten Markstein endlich nenne ich die Klärung der Begriffe durch den kürzlich verstorbenen dänischen Botaniker Johannsen. Er lehrte uns den Genotypus, d. h. die Summe aller erblich überkommenen Erbanlagen oder Gene vom Phänotypus trennen, d. h. der Summe der Erbeigenschaften, die im Einzelwesen verwirklicht sind. Beide decken sich nicht, ein Individuum kann Erbträger von Eigenschaften sein, die bei ihm selbst nicht sichtbar werden, wie denn schon die alte Erfahrung lehrt, daß Kinder oft den Großeltern ähnlicher sind als den Eltern. Johannsen lehrte uns auch den Begriff der „Reinen Linie“ kennen, jenes Stammes, dessen Glieder alle

Träger derselben Erbeigenschaften sind, und zeigte, wie schwer solche Stämme zu erhalten und warum sie im freien Spiele der Natur unmöglich sind.

Auf diesen Grundlagen wurde in wenigen Jahrzehnten unter lebhafter Mitwirkung aller Kulturstaaten eine Vererbungslehre aufgebaut, die ein ungeheures Material von Beobachtungen und Versuchen in scharfsinniger Weise verarbeitet und analysiert. Freilich, die einfache Klarheit der ursprünglichen Mendelschen Regeln ist verlorengegangen; mit steigender Erfahrung haben die Gesetze sich derart kompliziert, daß nur wenige Forscher zurzeit sie völlig zu übersehen und zu beherrschen vermögen. Mag aber der Einzelfall Schwierigkeiten bereiten: die großen Linien stehen fest und ermöglichen, unseren Vorwurf, die natürliche Ungleichheit der Menschen, in neuem Lichte zu sehen.

An Stelle der zwei Mächtegruppen, die auf ein Einzelwesen im Sinne einer Veränderung wirken und es von seinen Vorfahren abweichen lassen, treten nun drei, die wir, mit Erwin Baur, als Para-, Mixo- und Idiovariation bezeichnen wollen. Zur Paravariation tragen alle jenen unzähligen Einflüsse der Umwelt bei, die das Einzelwesen vom Moment der Eibefruchtung bis zum Tode treffen. Alles, was in dieser Frist einwirkt, Ernährung, Klima, Lebensweise, soziale Umgebung, aber auch Vergiftung, Infektion, Krankheit, vermag dem Individuum ein besonderes Gepräge aufzudrücken, seine Eigenschaften gegenüber der Vorgeneration zu erhöhen, herabzudrücken, zu verändern.

Man mag diese Einflüsse noch so hoch einschätzen, und sie sind wirklich sehr bedeutend: eine Grenze ist ihnen gesteckt. Das im individuellen Leben erworbene Gepräge haftet am Individuum, es geht nicht auf die Nachkommenschaft über. Eine Alpenpflanze z. B., ins Tiefland versetzt, artet ab; ihr Same, nach noch so vielen Generationen im Gebirge ausgesät, liefert alsbald wieder die alte Gebirgsform. Wohl gibt es sogenannte Keimesschädigungen wie etwa die Erbsyphilis, aber das ist keine Vererbung, sondern

eine Schädigung der keimenden Frucht, gleichsam eine Paravariation in zweiter Generation. Selbst die vielbesprochene Schädigung der Nachkommenschaft durch Alkoholismus besteht nach neueren Untersuchungen nicht zu Recht.

Ob im Laufe langer Generationen äußere Einflüsse dauernde erbliche Veränderungen hervorbringen, wie es der Lamarckismus voraussagt, ist noch zu erweisen. Die Abschwächung gewisser Infektionen, des Aussatzes, der Syphilis, der Tuberkulose, hat man versucht, durch Vererbung der Immunität zu erklären.

Das ist aber nur eine unter mehreren Möglichkeiten; wie schwer übersichtlich diese Erscheinungen, zeigt schon die Tatsache, daß der Aussatz, wenn er ausnahmsweise heute noch übertragen wird, sehr mild und chronisch verläuft, während Tuberkulose und Syphilis, auf Stämme übertragen, die damit noch nicht in Berührung standen, heftige und akute Formen annehmen.

Bei den Einwanderern Nordamerikas glaubte man gefunden zu haben, daß schon die zweite Generation sich dem Indianertyp nähert. Geographische Einflüsse kennen wir zweifellos; ich erinnere nur an Kropf, Kretinismus, Zahnkaries, ja selbst Krebshäufigkeit. Aber es fehlt der Nachweis dauernder Erblichkeit, des Fortbestehens der Abart bei Rückverpflanzung in die alte Umgebung.

Nach alledem erscheint der Einfluß der Umwelt weit geringer, als ihn die ältere Lehre angenommen; das ist eines der großen Ergebnisse der neuen Vererbungsforschung, und es ist die Aufgabe der Gegenwart, das Verhältnis der Umwelt zu den anderen Gestaltungsmächten von neuem abzugrenzen.

Mixovariation nennt E. Baur die Abweichung vom elterlichen Typ, die durch die Mischung der väterlichen und mütterlichen Gene hervorgebracht wird. Da haben nun schon die ersten Züchtungen Mendels gezeigt, daß die Vererbung kein einfacher Vorgang ist, sondern eine Kombination von Teilvorgängen. Jeder der beiden elterlichen Keime trägt eine Summe von Erbanlagen, Genen,

von denen jeder einen selbständigen Erbgang einschlagen kann. Indem nun diese Erbeigenschaften beim Sprößling und seiner Nachkommenschaft hervor- oder zurücktreten, sich mit anderen paaren oder sich ausschließen, sich an ein Geschlecht binden für Erbgang oder Erscheinung, entsteht eine so große Mannigfaltigkeit der Möglichkeiten, daß notwendig jedes Individuum vom anderen verschieden ausfallen muß. Die Ungleichheit der Menschen müßte sich, wäre sie nicht anderweitig bekannt, als Schlußfolgerung aus den Vererbungsgesetzen notwendig ergeben. Wie sehr dabei die Erbeigenschaften über die Milieueinflüsse dominieren, zeigt das Verhalten von Zwillingen mit gleicher Erbmasse, sogenannten Eineiigen Zwillingen. Stets gleichen Geschlechts, sind sie in Haar und Hautfarbe, äußerer Erscheinung und geistigem Wesen oft zum Verwechseln ähnlich und bleiben es, auch wenn die äußeren Lebensverhältnisse sich verschieden gestalten.

Idiovariation nennt Baur die sprunghaften Änderungen durch Mutation. De Vries entdeckte sie an der bekannten Nachkerze, *Oenothera*, und fand einige andere wenige Beispiele. Seitdem man aber auf kleinere, wenig hervortretende Abweichungen achtet, wie es manche Botaniker und namentlich Morgan in seinen bewunderungswürdigen Forschungen über die Vererbung bei der Bananenfliege *Drosophila* getan, erweist sich die Mutation als ein recht häufiges Ereignis, wenn auch die Häufigkeit bei den einzelnen Spezies recht verschieden sein mag. Man muß mit der fortwährenden Entstehung neuer Eigenschaften rechnen, die der Erbmasse angehören und daher auf die Nachkommenschaft übergehen.

Die Medizin hat von den neuen Anschauungen mannigfachen Nutzen gezogen. Sie begegnet häufig Anomalien, die durch äußere Umstände unmöglich erklärt werden können und deren Vorkommen in Familien, bei Geschwistern anzeigt, daß sie der Erbmasse angehören. Darunter sind Bildungsfehler gleichgültiger Art: Sechsfingrigkeit, Hammerzehe, Krummfinger, Halsrippen. Dann die sogenannten „chemischen Mißbildungen“, beruhend

auf dem Mangel eines Ferments, dem ein Glied im Verdauungsabbau obliegt; der Abbau des Eiweiß macht an einer unnormalen Stelle halt, ein unvollkommenes Verbrennungsprodukt wird mit dem Harn abgeschieden (Alkaptonurie, Cystinurie). Ihnen schließen sich eigenartige Funktionsdefekte an, etwa die Rotgrünblindheit mit ihrem klaren Erbgang durch viele Generationen, die Bluterkrankheit, der hämolytische Ikterus. Sie alle sind von Geburt an vorhanden. Nun kommen aber eigenartige Degenerationen, im Muskel- und Nervensystem, die Stoffwechselkrankheiten wie Diabetes und Gicht, die Blutdruckstörungen u. a. m., die erst im Laufe des Lebens hervortreten und deren Erblichkeit doch außer Zweifel steht.

Das vergangene Jahrhundert hat als Großtat die Entdeckung der lebendigen Krankheitserreger zu verzeichnen, und es schien anfangs, als ob das Schicksal des Menschen ganz in ihre Hand gelegt sei. Es erwies sich aber, daß nicht die Anwesenheit des Erregers als solche, sondern die Art und Weise, wie der Körper auf sie reagiert, Form und Ablauf der Krankheit bestimmen. So kam in der Medizin der uralte Begriff wieder zur Geltung, den nur wenige Jahrzehnte für entbehrlich gehalten hatten: der Begriff der körperlichen Einheit, die jedem Individuum oder, wie es Fr. Kraus in Anlehnung an William Stern nennt, jeder Person eigentümlich ist, die wohl durch äußere Einflüsse modifizierbar, im Grunde aber angeboren ist: die Konstitution. Darunter begreift man heute im weitesten Sinne die Art und Weise, wie das Individuum auf die Berührungen der Außenwelt reagiert, körperlich und geistig.

Leider hat man bei der Wiederaufnahme des alten Namens sich über seine Bedeutung nicht recht einigen können. Einige nennen Konstitution die Summe der Erbanlagen, andere wollen auch die erworbenen Eigenschaften einbeziehen. Für die Alten bestand diese Schwierigkeit nicht; für sie war die Konstitution nie etwas Starres, sondern etwas im Austausch mit der Umwelt dauernd

Wechselndes. Für uns besteht die Unsicherheit darin, daß wir von vielen Eigenschaften nichts wissen, ob sie ausschließlich angeboren oder auch erwerbbar sind: der Kampf um die Deutung der Überempfindlichkeiten, der Idiosynkrasien wie Heufieber und Primelkrankheit, legt davon Zeugnis ab.

Es ist klar, daß die Wiedereinführung des Konstitutionsbegriffs tief in die Krankheitslehre eingreifen mußte. Hatte man bisher dem Körper in der Krankheit gleichsam eine leidende Rolle zuerteilt, so wurde er nunmehr sehr aktiv an ihr beteiligt: er formt sie gleichsam „nach seinem Bilde“, jeder Krankheitsfall wird zum „einmaligen Erlebnis“. So weit geht der Umschwung, daß ernsthaft erörtert wird, ob die herkömmlichen, auf Anatomie und Verlauf gegründeten Krankheitsbezeichnungen noch ein Recht auf Dasein haben. Ich denke ja: es gibt doch zahlreiche Krankheitsbilder, die sich mit kleinen Abweichungen immer und immer wiederholen. Sie zu beseitigen würde zum Chaos führen. Wir können und müssen sie beibehalten, uns aber klar sein, daß sie keine festen Rubriken, sondern statistische Häufigkeitsmaxima sind, die mit unscharfen Grenzen nach anderen Krankheitsbildern hin verschwimmen.

Ein zweite Frage ist, ob man unter den unzähligen Konstitutionen gewisse ausgezeichnete Gruppen herausgreifen und selbständig beschreiben kann. Die Alten zweifelten daran nicht; nach der Vier-Elementen-Lehre Galens waren neun Konstitutionen oder, wie er sie nannte, Temperamente möglich. Aber seine und seiner Nachfahren Bemühungen, die Fülle der Erscheinungen in das Schema pressen zu wollen, blieben fruchtlose Künstelei.

Mit dem Fallen der Elementenlehre wurde das Schema durch teils allgemeinere, teils engere, aus der Erfahrung geschöpfte Begriffe ersetzt: man sprach von starker und schwacher, aber auch von krebsiger, schwindsüchtiger, nervöser Konstitution.

Während in Deutschland die Erörterung mehr und mehr abflaute, und der Konstitutionsname auf einige wenige Krank-

heiten eingeengt wurde, für welche die Anatomie schlechterdings keine Erklärung bieten wollte, wie Stoffwechsel- und Blutkrankheiten, hielten die Franzosen, auch hierin konservativ und pragmatisch, an einem Diathesenbegriff fest. Sie verstanden darunter eine angeborene, familiäre Anlage, die in verschiedenen Altersstufen, bei verschiedenen Familienmitgliedern sich in einer beschränkten Gruppe immer wiederkehrender Krankheitserscheinungen äußert. Es hat freilich nie gelingen wollen, diese Diathesen scharf zu umgrenzen; dennoch ist zweifellos ein richtiger Gedanke darin enthalten. In der unendlichen Mannigfaltigkeit der konstitutionellen Anlagen gibt es sicher Häufigkeitsmaxima gewisser Kombinationen, und es wird Aufgabe der Zukunft sein, mit neuen Hilfsmitteln solche nachzuweisen und auf ihre praktische Bedeutung zu prüfen. Ansätze dazu liegen vor. Ich erinnere an Czernys Exudative Diathese, die sich in der Kinderheilkunde so glänzend bewährte; ich erinnere an die merkwürdigen Anlageunterschiede, die für das Bildsehen E. W. Jaensch aufgedeckt hat, an Kretschmers Einteilung der Menschen in schizoide und zyklotyme mit ihren Beziehungen zum körperlichen Typus. Zweifellos steht hier noch ein weites Gebiet offen, und wenn es vermutlich nie gelingen wird, die Vielgestaltigkeit der Menschen in Rubriken zu pressen, so scheint es doch wohl möglich, dereinst eine Ordnung in die Mannigfaltigkeit hineinzusehen.

Es wird immer schwierig bleiben, die Einflüsse zu trennen, die während des Lebens die angeborene Konstitution verändern. Das Spiel der endokrinen Drüsen, z. B. das Vorwiegen der einen oder andern, vermag tief einzugreifen nicht nur in die körperliche, sondern auch in die psychische Seite, bis an die Wurzeln der Wahrnehmung (E. W. Jaensch). Aber wer regelt das Spiel der Drüsen? Selten nur sind es äußerlich erkennbare Ursachen; familiäres und erbliches Vorkommen deuten darauf, daß auch hier angeborene Anlage die tiefste Ursache sein wird. Zudem sind ja auch die endo-

krinen Drüsen nur Glieder in der ganzen Kette der Regulationsvorgänge, wie uns Hermann Zondek gezeigt hat; deren Ablauf aber, das lehrt uns die großzügige Synthese Friedrich Kraus', ist kennzeichnend für das Individuum, für die „Person“.

Dasselbe gilt selbst für die Krankheiten, die, um mit Hippokrates zu sprechen, an „Luft, Wasser und Örtlichkeiten“ gebunden sind. Das Vorkommen von Kropf und Kretinismus prägt, wie Eugen Bircher hervorhebt, der ganzen Bevölkerung einen Stempel auf. Aber niemals werden die Einwohner alle, und noch weniger alle gleich stark befallen, so daß im Grunde genommen auch gegen die allgemein verbreitete Schädlichkeit die Widerstandskraft individuell verschieden ist.

So zwingt auch die Krankheitslehre, den angeborenen, erblichen Eigenschaften eine weit größere Bedeutung zuzumessen, als frühere Zeiten sie geahnt haben. Und wo der Beweis fehlen möchte, gibt ihn die Zwillingsforschung. Treten bei eineiigen Zwillingen Krankheiten auf, wie Pneumonie oder Rheumatismus, die wir als Erkältungs-, als Berufskrankheiten uns zu denken gewohnt sind, im gleichen Alter, am gleichen Ort, mit gleichem Verlauf, so erkennen wir auch darin den mächtigen Einfluß der Konstitution. Mehr und mehr wird die Krankheitslehre zur Konstitutionspathologie: zwar wirkt die Umwelt auf den Körper ein, aber Art und Grad der Wirkung hängt von der angeborenen Anlage ab.

Geistige Fähigkeiten und soziale Gesinnung waren von jeher Substrat der Erziehung und Gewöhnung und haben als besonders bildsam gegolten. Die Begründer des Naturrechts und der modernen Demokratie haben ja recht eigentlich darauf ihre Lehren und Zukunftshoffnungen aufgebaut.

Die Vererbungsforschung untergräbt ihren Boden. Hier ist vor allem Sir Francis Galton zu nennen. Selbst Glied einer hochbegabten Familie (Charles Darwin war sein Vetter), zeigte er in ausgedehnten Stammbäumen und Ahnenforschungen, daß die geistige

Begabung nicht minder Erbgut ist als die körperliche Anlage. Nach seiner Berechnung hat ein Mensch aus hochbegabter Familie mehr als die hundertfache Wahrscheinlichkeit, einen „Großen“ in seiner Verwandtschaft zu haben, als der Durchschnitt der Menschen. Spätere Untersuchungen, mit aller Kritik verwertet, haben das immer und immer wieder bestätigt. In den Schulleistungen stehen voran die Kinder der Geistesarbeiter, dann folgen die Kaufleute und Gewerbetreibenden, die gelernten und zuletzt die ungelerten Arbeiter. Ganz besonders eindringlich sprechen die Prüfungen, die Yerkes an etwa 100 000 zum Weltkrieg ausgehobenen amerikanischen Rekruten vorgenommen hat. Absichtlich wurden Aufgaben gestellt, deren Lösung nicht Wissen, sondern rasches und richtiges Schließen erforderte. Am höchsten standen die Abkömmlinge der nordwesteuropäischen Staaten, dann folgten die Südländer und, weit unten, die Neger.

Auch die Sonderbegabungen unterliegen dem Erbgang. Ausgezeichnete Beispiele dafür sind längst bekannt, etwa die Mathematikerfamilie Bernoulli, die drei Mathematiker ersten Ranges und sieben bis acht immerhin noch bedeutende Gelehrte hervorgebracht, und deren noch blühende Nachkommenschaft sich durch große Nase, mathematische oder musikalische Begabung oder beides durchweg auszeichnet. Als Musterbeispiel musikalischer Anlage gilt die Musikerfamilie Bach mit ihren fünf Generationen sowie die ähnliche der Couperins in Frankreich. Genaue Analyse haben Haecker und Ziehen und neuerdings Mjoen in Oslo durchgeführt; dazu mußte die Musikalität in viele Teilanlagen (nach Mjoen etwa 20) zerlegt werden, technische, sinnesphysiologische, ästhetische, produktive, wie das ja Billroth und neuerdings v. Kries bereits getan haben; und v. Kries hat recht, wenn er bewundert, wie viele Eigenschaften zusammentreten müssen, um einen großen Meister zu formen.

Nicht minder bunt ist die Palette der sozialen Fähigkeiten. Dennoch ist das allgemeine Merkmal der Unsozia-

bilität noch so kenntlich, daß es durch lange Geschlechterreihen verfolgt werden kann. Da ist die berühmte Familie Juke, die in neun Generationen mit über 2800 Mitgliedern fast nur Trunkenbolde, Verbrecher, Prostituierte und Verkommene hervorgebracht hat; oder jene Familie Kallikak, bei der ein Stammvater von seiner Ehefrau eine tüchtige, von einer Landstreicherin eine durchweg schwachsinnig verkommene Nachkommenschaft erzeugte.

Gewiß spielt dabei auch die Umwelt, besonders das Beispiel in der Jugend, eine Rolle, aber Nachforschungen bei Fürsorgezöglingen und Prostituierten ergaben, daß dies durchaus nicht immer zutrifft, und daß in den meisten Fällen neben dem Milieu eine erbliche Anlage erforderlich ist, um einen Menschen dauernd aus der Bahn der bürgerlichen Ordnung abzulenken. Auch auf diesem Gebiet muß die Umwelt sich mit der zweiten Rolle begnügen.

Solch neue Einsichten vom Wesen des Menschen drängen die Philosophen dahin, die Verschiedenheiten von neuem zu analysieren und zu ordnen. Für den Philosophen der Aufklärung war das Thema: der Mensch, für die Neueren: die Menschen.

Von jeher verstand das Genie der großen Dichter, einen Menschen mit seinem Empfinden, seinem Handeln gleichsam aus seinem innersten Wesen aufzubauen und hinzustellen, daß er uns mit der Wahrheit eines Naturgeschaffenen gegenübertritt. Die Philosophen aber griffen gewisse Typen heraus, wie sie die Natur des öfteren reproduziert. Vergleicht man aber etwa die Charaktere des Theophrast oder die seines Übersetzers und Nach-eiferers La Bruyere mit den jetzigen Charakterologen, so springt die Verschiedenheit der Aufgabestellung in die Augen. An Stelle gleichsam naturgeschichtlich-exakter Schilderung tritt, wohl von Dilthey ausgehend, die naturwissenschaftliche Aufgabe, den fertigen Charakter zu analysieren, in seine Bestandteile aufzulösen und zu zeigen, wie durch Kombination

der Einzelzüge, durch ihr Vor- und Zurücktreten die bunte Fülle der Erscheinungsformen sich aufbaut. Es wird der modernen Charakterologie wohl nicht zu nahe getreten, wenn man zugibt, daß ihre Charakterbilder vielleicht mehr einer künstlerisch-intuitiven Anschauung entspringen, als ihre Autoren zugeben wollen. Zweierlei aber mag erfreuen und die Hoffnung erfüllen: das Wiederaufleben der Temperamente, die noch Hermann Lotze mit den Worten abtat: „Über die Temperamente schweigen wir: die Pathologie soll keine Sammlung belletristischer Floskeln sein“; und als Zweites, daß auf diesem Gebiete Natur- und Geisteswissenschaften zum mindesten Fühlung suchen, sich vor Einseitigkeit schützen und sich gegenseitig befruchten. Gern bekenne ich, daß z. B. der Arzt aus Sprangers „Psychologie des Jugendalters“ mehr Anregung und Beratung findet als aus der ganzen medizinischen Literatur.

Weiter auf diesen Gegenstand einzugehen, muß ich mir an dieser Stelle versagen.

Soweit waren unsere Betrachtungen rückblickender Natur. Wir dürfen bei ihnen nicht haltmachen. Die akademische Welt ist bestimmt, den Weg in die Zukunft zu weisen und zu erörtern, welche Folgerungen aus der neuen Einsicht für die Allgemeinheit erwachsen.

Sieht man im Einzelmenschen weiter nichts als einen beliebig oft wiederholbaren Klumpen Rohmaterial, dem erst die Umwelt Gestalt gibt, dann ist die Aufgabe der Gesellschaft, zu sorgen, daß die bestmögliche Form erzeugt und erhalten wird: ihre Pflicht umfaßt die Summe aller zurzeit lebenden Individuen.

Sieht man aber das Einzelwesen als Erzeugnis ungezählter vorausgegangener Geschlechter und schicksalverknüpft mit seiner eigenen Nachkommenschaft, dann wächst die Aufgabe der Gesellschaft über die Gegenwart hinaus in die Zukunft; die Hygiene wird zur Rassenhygiene, zur Eugenik.

Ich gestehe, daß ich dieser Disziplin lange Zeit mit Mißtrauen ferngeblieben bin, und ich weiß, daß es nicht Wenigen noch heute so ergeht. Der Grund ist leicht einzusehen. Sobald es sich um die Zukunft des Menschengeschlechts handelt, treten alle Arten von Weltverbesserungsideen hervor, und nicht immer ist der gute Wille mit Kenntnis und Sachlichkeit gepaart. Die Dilettanten machen sich breit, und wenn in einer 1925 erschienenen Zusammenstellung allein die Titel der eugenischen Schriften einen Band von 514 Seiten füllen, so wird man gern glauben, daß da viel Spreu untergemischt ist. Das darf aber unseren Blick nicht trüben. Denn unter dem Wust birgt sich wertvoller Weizen und nicht wenige Goldkörner von unzerstörbarem Wert. Das können wir mit aller Sicherheit erkennen und behaupten, gestützt auf die Naturgesetze, die der Eugenik zugrunde liegen. Als echte Naturwissenschaft lehrt sie uns nicht allein ihr Gebiet kennen, sondern auch die Grenzen, an denen ihre Gesetze ein Ende finden.

Zu den Utopien gehört die Züchtung des Übermenschen, des Genies. Wesen und Entstehung des Genies sind ein völliges Rätsel. Historisch läßt sich nur erkennen, daß der Häufung genialer Menschen in einem Volke eine Periode gleichmäßig hohen Durchschnittsstandes vorausgeht. Daher sie, wie Taine richtig erkannt hat, außer an Rasse und Milieu an ein Zeitmoment, eine Epoche gebunden ist.

Die Ahnentafel des Genies klärt aber keineswegs auf. Begabungen wie in Goethes Aszendenz mag man in vielen Familien vereint finden, die gleichwohl keinen Johann Wolfgang erzeugen; tüchtige Musikerfamilien, wie die Bachs, die Couperins, gibt es zahllose in den Musikländern Thüringen, Böhmen, Ungarn, und dennoch keinen zweiten Johann Sebastian. Aus welcher Quelle sein großer Zeitgenosse Haendel, der Sohn des alten amusischen Wundarzes und der blutjungen unbedeutenden Bürgerstochter, sein Genie geschöpft hat, bleibt unerfindlich.

Selbst der Traum der Höherzüchtung einer Familie, eines Geschlechts, eines Volkes ist unerfüllbar. Denn die individuellen Variationen, mögen sie noch so hochgradig sein, sind nicht vererbbar; erblich sind nur Mutationen, und solche künstlich zu erzeugen, ist unmöglich.

Nutzbar werden sie erst durch die Auslese, die der Züchter anwendet, wenn er eine Rasse, einen Schlag erzeugen will. Indem er die Individuen mit wünschenswerten Anlagen paart, die Ungeeigneten von der Zucht ausschließt, gelingt es ihm, eine solche Summe gleichartiger Erbanlagen anzuhäufen, daß die Nachkommen die Anwartschaft haben, in ihrer Mehrzahl dem Züchterideal zu entsprechen.

Dazu gehört aber Zwangsauslese. Das hatte Plato vorausgesehen, als er nicht allein die Zwangsvereinigung der Tüchtigen, sondern die Vernichtung der Ungeeigneten kaltblütig anordnete. Kein Staat, keine Regierung der Welt wird jemals stark genug sein, solches durchzuführen. Mag der Mensch noch so sozial eingestellt sein: sein Naturrecht auf Liebe läßt er sich nicht verkümmern, am wenigsten im jugendlich-zeugungskräftigen Alter.

Daher muß die Eugenik auf unerfüllbare Hoffnungen verzichten, es bleiben ihr noch genug wichtige Aufgaben. Ihr weit-sichtiger Begründer, Galton, hat sie dahin zusammengefaßt: Studium der sozialen Kräfte, welche die künftige Eigenschaft der Rassen körperlich oder geistig zu heben oder zu verschlechtern im Stande sind. Daraus ergibt sich die Folgerung, die wertvollen Elemente der Bevölkerung zu schützen und einer Verschlechterung vorzubeugen. Es ist nun oft geklagt worden, daß gerade die Gestaltung des modernen Lebens den Volksstand dauernd verschlechtern müsse. Eine weitgetriebene Hygiene erhält die Schwachen und Widerstandsarmen am Leben; nivellierende Lohn- und Wahlpolitik gewährt Tüchtigen und Untüchtigen gleichen Lebensstand, gleichen Einfluß; die Übervölkerung treibt gerade die Unternehmenden zur Auswanderung, und der Krieg vollendet

die „negative Auslese“, indem er die Mutigen und Starken dahinrafft, die Vorsichtigen und Zaghaften zurückläßt. So hat ein Pessimismus eingesetzt, der in Stoddards „Drohung des Untermenschen“ am lebhaftesten sich ausspricht.

Droht nun wirklich ein Niedergang? Die Tatsache des Aufstiegs, der Höhe und des Niedergangs der Kulturnationen hat die Geschichtsdenker seit Montesquieu lebhaft bewegt. Oswald Spengler ist geneigt, darin einen Naturvorgang, vergleichbar dem Zyklus des Individuums, zu sehen. Die Bedingungen des Niedergangs sind sicher vielgestaltig und nicht leicht zu deuten; ich erinnere an Delbrücks Nachweis, wie sehr die wirtschaftlichen Verhältnisse den Untergang des Römischen Reiches beeinflußt haben. Ich glaube aber doch, daß unter den mannigfachen Gründen des Niedergangs die Verschlechterung des Volksstandes durch fehlerhafte Auslese und Zuwanderung minderwertiger Elemente zum mindesten stark mitspielt.

Die Überzeugungen der angesehensten Eugeniker kristallisieren sich in den Programmen, wie sie ziemlich gleichlautend in der Literatur und in Resolutionen eugenischer Kongresse niedergelegt sind. Sie gehen darauf aus:

1. die Vermehrung Minderwertiger zu verhüten durch Absonderung, Beschränkung unliebsamer Einwanderung (dies besonders für Nordamerika, wäre aber auch für Deutschland nützlich!), ja selbst vor der Unfruchtbarmachung Degenerierter ist man nicht zurückgeschreckt und hat sie in einigen Staaten Nordamerikas gesetzlich zugelassen. Bis 1925 waren über 3000 Männer und fast ebenso viele Frauen, Epileptiker, Schwachsinnige, Geisteskranke, der Fortpflanzung beraubt worden.

2. die Kenntnis der Eugenik im Volke zu verbreiten. Darin ist noch wenig, und wenig Gutes geschehen. Wenngleich Pflicht bekanntlich das ist, was der andere tun soll, und das soziale Gewissen, wie ein Amerikaner klagt, ein trefflicher Schläfer ist, so mag durch fortgesetzte Anstrengung doch beim einen oder andern,

vielleicht selbst bei Führern und Staatsmännern die Aufmerksamkeit geweckt werden. Gute Volksschläge haben sich selbst ihre Regeln gegeben: eine tiefe Wahrheit liegt etwa in dem norwegischen Spruch: heirate kein Mädchen, die die einzige Feine in ihrer Sippe ist.

3. die Vermehrung der Intellektuellen durch geschickte Steuerpolitik und Ermöglichung früherer Heirat zu fördern. Gerade bei den Intellektuellen ist die dauernde Abnahme der Kinderzahl besonders eindringlich nachgewiesen.

Vergleicht man diese Programme und die Mehrzahl der eugenischen Schriften, so fällt die Einseitigkeit auf, mit der auf die Intelligenz geachtet wird. Als Akademiker werde ich gewiß den Intellekt nicht gering einschätzen und fürchte nicht, daß eine noch so hochentwickelte Eugenik uns dereinst einen verstiegenen Gelehrtenstaat bescheren werde, wie ihn der boshafte Swift in seinem Königreich Laputa unsterblicher Lächerlichkeit preisgegeben hat.

Sicher ist, daß der intelligente Arbeiter oder Landmann seinen Genossen vorankommen wird: aber er braucht eine andere Art von Intelligenz als der Gelehrte; er braucht, man verzeihe mir die Metapher der Kantischen Terminologie, nicht die reine, sondern die praktische Vernunft. Dazu aber einen wohlgebauten Leib, Kraft und Ausdauer, und, zum Hausvater und Staatsbürger, einen festen Charakter. So wie wir von Nutztieren Schläge züchten, Lege- und Fleischhühner, Hüte-, Jagd-, Polizei- und Blindenhunde, Renn-, Kavallerie- und Zugpferde, so brauchen wir auch nicht einen Idealmenschen, der allen Anforderungen gleich gerecht wird, den es nicht gibt und niemals geben wird, sondern Menschenschläge, die ihrer Umgebung, ihrem Berufe so zweckmäßig angepaßt sind wie unsere Nutztiere: so viele lebenswichtige Berufsgattungen, so viel Schläge!

Nun sorgt ja die Natur für mannigfache Verteilung und Mischung der Erbgene, wie durch Variation und Mutation für

reichliche Abwechslung unter den Menschen. Man brauche nur für Bewegungsfreiheit zu sorgen, dann werde der Rechte sich am rechten Platze einfinden.

Das ist aber falsch. Nicht darum handelt es sich, aus einer zufälligen Mannigfaltigkeit die passendsten herauszufinden, sondern diese Mannigfaltigkeit so zu ordnen, daß die Wahrscheinlichkeit, gewisse Eigenschaften hervorzubringen, gesteigert wird. Das ist möglich, wenn die Eigenschaften unter den Vorfahren möglichst zahlreich vertreten sind: Nicht aus der planlosen Mischung Ungleichwertiger, sondern aus der Paarung wertvoller Gleichartigkeiten sind Träger hochwertiger Eigenschaften zu erwarten. Wie aber dazu kommen? Daß die Zwangsauslese der Züchter auf den Menschen unanwendbar, haben wir oben erörtert. Aber die freiwillige Gattenwahl läßt sich in gewissem Sinne lenken. Uralte Erfahrung lehrt, daß innerhalb eines nicht allzu kleinen Kreises die individuelle Liebeswahl fast immer einen passenden Partner zu finden weiß. Die Aufgabe ist, solche Kreise zu schaffen und zu erhalten und in ihnen den Aufstieg der Tüchtigen zu ermöglichen. Die Geschichte hat solche Stände hervorgebracht; in jüngster Vergangenheit, ja noch heute vermögen wir sie zu erkennen, nach Ort und Beruf gegliedert. Haben wir nicht hochwertige Schläge in der Bauernschaft in Nord und Süd, in Ost und West, verwachsen mit ihrer Umgebung, gleichsam ein Teil der Natur? Sind nicht wohlumgrenzte Stände die Schiffer und Fischer der Wasserkant, die Handelsherren der Hansestädte und des Rheinlands, die biedereren Handwerker und kleinen Kaufleute, der gebildete Mittelstand, der so viele und feine Köpfe uns geschenkt, und nicht zum mindesten der Landadel, hinter dessen heute so beliebter Anfeindung sich die Achtung vor dem starken Gegner verbirgt?

Was diese wertvollen Schläge gezüchtet und erhalten, war die Möglichkeit einer beschränkten Inzucht, einer Seßhaftigkeit. Nun wirkt wohl der moderne Weltverkehr, die dauernde Ver-

mischung und Verschiebung, die das heutige Wirtschaftsleben, die Bedürfnisse der Industrie mit sich bringen, der Reinzüchtung entgegen. Das sind Mächte, die sich nicht unterdrücken lassen. Aber allmächtig sind sie nicht; ihre Auswirkungen können und müssen gemäßigt, müssen eingeschränkt werden, soweit das möglich ist, falls es sich zeigt, daß sie dem Volksganzen schädlich sind.

So wenig wie in der Züchtung ist im Wirtschaftsleben Raum für einen Zwang, etwa im Sinne der früheren Zünfte. Die Sonderung der Stände kann nicht im Sinne eines Zwangs, wohl aber mit den Mitteln der Begünstigung gefördert werden, durch passende Gestaltung dergesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse. Zu allen Zeiten ist ein seßhafter und tüchtiger Bauernstand die unversiegbare Quelle der Volkskraft gewesen; im Zeitalter der Industrie muß ihm ein wohlgebauter, kräftiger, selbstbewußter Arbeiterstand zur Seite stehen. Daneben darf der Stand der Intellektuellen nicht verkümmern, denn sie sind das Gehirn der Nation, ohne das sie auf tierische Stufe herabsinkt.

Solche Aufgaben zu erfüllen oder ihre Erfüllung zu begünstigen, ist Aufgabe des Staates. Ist er vom rechten Geist erfüllt, erkennt er seine Aufgabe richtig, so muß er einsehen, daß die Tüchtigkeit seiner Bürger sein wertvollstes Gut ist, daß auf ihr seine Geltung in der Welt ruht. Will er die örtliche Begrenzung guter Berufsstände fördern, so steht er ja nicht allein. Den landwirtschaftlichen Siedlungen und Kleingärten hat die Industrie, in Wahrung des Vorteils, den eine seßhafte und tüchtige Arbeiterbevölkerung bietet, schon seit Napoleon III. Arbeitersiedlungen zur Seite gestellt; weltbekannt sind die Mustereinrichtungen gewisser Hütten und Zechen, der Kruppwerke, der Zeisswerke, der Farbenfabriken, und wir anerkennen den ungeheuren Vorzug, den die Vereinigung von Voraussicht und Vorteil, von Gesetz und Privatinitiative da gebracht hat und noch weiter bringen soll. Denn die Siedlungsbewegung ist noch im

Wachsen. Man bedenke, daß der große Kurfürst 375 000, Friedrich II. 320 000 Flüchtlinge angesiedelt, während bis 1914 die Ansiedlungskommission in Posen und Westpreußen nur 26 000 Stellen mit etwa 130- bis 140 000 Ansiedlern geschaffen hatte. Daß auch die Vereinigung bäuerlicher und industrieller Bevölkerung ihre Vorteile haben kann, zeigt uns Prof. Muckermann an Beispielen aus der Gegenwart. Seitdem hat der Siedlungsgedanke weiter Wurzel gefaßt und gesetzliche Unterstützung gefunden. Wir begrüßen ihn nicht nur vom hygienischen Standpunkt, sondern auch als eine Abzahlung des Staates auf seine eugenischen Pflichten.

Damit wollte ich ein Beispiel anführen, um zu zeigen, daß über die bisherigen Projekte hinaus sich eugenische Aufgaben finden lassen, die durchaus im Bereiche der Erfüllbarkeit stehen.

Ich kehre zum Ausgangspunkt meiner Betrachtung zurück.

Der Mensch, als Produkt aus Anlage und Umwelt, verlangt in dreifacher Weise Rücksicht:

als Individuum, das seiner Eigenart entsprechend erzogen, beurteilt und behandelt sein will,

als Masse, der eine Hygiene im weitesten Sinne die beste Umwelt in körperlicher, geistiger und sittlicher Beziehung schaffen soll,

als Masse weiterhin, deren Anlagesumme die Eugenik bewahren, fördern und, wenn möglich, verbessern soll.

Es sind tragbare Fundamente vorhanden, auf denen sich sicher bauen läßt. Fallen muß freilich das Dogma von der natürlichen Gleichheit der Menschen, fallen das Dogma vom alleinigen Wert des Kollektivmenschen, anerkannt muß werden der Wert der Einzelpersönlichkeit; auf ihr ruht jede Möglichkeit des Fortschritts wie des Rückschritts. Das sind nun einmal Naturgesetze; eine Lehre, die contra naturam aufgestellt ist, kann auf die Dauer nicht bleiben; sie richtet sich selbst oder die Gesellschaft zugrunde.

Vor allem muß das die Jugend erkennen. Sie ist das Salz der Erde, ihr gehört die Zukunft. Was sie heute erkennt, wird sie im Berufsleben verwirklichen.

Sie wächst auf in einer Epoche unerhörter geistiger, sozialer und politischer Krisen; gewaltige Mächte ringen um die Vorherrschaft im Wirtschaftsleben und im Staatsgefüge. Hier eine Stellung zu nehmen, eine Weltanschauung zu gründen, ist wahrlich nicht leicht. Mag sie sich entscheiden, wie sie will, sie darf nie vergessen, daß der Träger aller sozialen und wirtschaftlichen Einrichtungen immer der Mensch bleibt, daß von ihm allein der Wert, der Erfolg aller Institutionen abhängt. Die beste Verfassung taugt nichts, wenn das Volk verkümmert, und jedes System, das auf die Gleichheit der Menschen aufgebaut ist, das den Begabten und Hochstrebenden hemmt, den Minderwertigen und Trägen begünstigt, muß notwendig zum Unheil führen. Man bedenke, daß heute im Kampfe ums Dasein nicht mehr Mensch gegen Mensch, sondern Staat gegen Staat, ja Erdteil gegen Erdteil steht, und nur der sich behaupten wird, der die größte Masse von Begabung und Tüchtigkeit aufzubringen hat.

Wohl hat der Weltkrieg unter den Besten fürchterlich gehaust. Wenn aber das deutsche Volk in zehn schweren Friedensjahren seine Stellung unter den Nationen sich wiedererobert hat, ist zur Mutlosigkeit kein Grund. Der Einzelne ist verloren, der Stamm ist geblieben. Ihn zu erhalten, zu fördern, verlangt die Selbsterhaltung.

Daher speremus et laboremus: verzweifeln wir nicht, und tue jeder das Seine!